

daß alle rituellen Handlungen an der Schwelle, auch die Opfer, dem Haus- und Hofgeist gelten. Wir hören aber auch aus verschiedenen lettischen Aufzeichnungen, daß man den Ort unter oder bei der Schwelle als den Sitz der Laima ansah, der Schicksalsgöttin und Geburtspatronin, die man sich als ein anthropomorphes Wesen vorstellte, deren Name aber auch ein bloßes Appellativum mit der Bedeutung „Los“, „Schicksal“ oder „Segen“ sein kann. Da andere Überlieferungen den Raum unter der Schwelle als den Wohnsitz der „Unterirdischen“ bezeichnen, ist es offenbar, daß sich in dem Volksglauben um die Schwelle ganz verschiedene religiöse Vorstellungsschichten überschneiden. Man darf also nicht alles aus der Haus- und Hofgeistvorstellung herleiten wollen. Ein Opfer an der Schwelle beweist nicht schlüssig das Vorhandensein einer Haus- und Hofgeistvorstellung.

Schwierig ist auch die Abgrenzung der vielfältigen Poltergeistvorstellungen gegen den Haus- und Hofgeist. Der Vf. ist im Anschluß an L. Horko der Auffassung, daß letzterer nur unruhig werde und rumore, „wenn die Bewohner des Hofes irgendeine Verhaltensnorm brechen“, er beruhige sich aber, wenn dieses Übertreten gesühnt werde. Der Poltergeist dagegen sei ein Eindringling im Hause, der aus eigener Tücke rumore, „ohne daß die Bewohner des Hofes eine solche Behandlung verdient hätten“. Wir wissen aber aus dem Volksglauben anderer europäischer Völker, daß sich die Vorstellungen von Hausgeistern, Poltergeistern und Totengeistern so vermischt haben, daß eine sichere Scheidung nicht mehr möglich ist. Solche Vorstellungen können abgesunken sein zu reinem Scherzbrauch, mit dem man Uneingeweihte neckt, wie das etwa bei dem ostpreußischen Brauch des „Rosemockjagens“ der Fall ist.

Wenn auch nicht alle hier aufgestellten Thesen ganz überzeugen können, so bleibt es doch ein unbestreitbares Verdienst des Vfs., die lettischen Haus- und Hofgeistvorstellungen in einen großen europäischen Zusammenhang gestellt und zu erneutem Durchdenken älterer Theorien angeregt zu haben.

Kiel

Erhard Riemann

Kustaa Vilkuna, Volkstümliche Arbeitsfeste in Finnland. (FF Communications, Nr. 191.) Academia Scientiarum Fennica. Helsinki 1963. 287 S., 24 Fotos, 3 Abb., 2 Ktn, zahlr. Notenbeisp. i. T.

Obwohl in unseren Tagen in Finnland wie überall in Europa die Technisierung auch das ländliche Leben immer mehr ergreift und seine Formen verwandelt, so scheint dies Land doch heute noch ein Reservat der Volkskunde zu sein. Wenn noch jetzt eine so reiche Fülle an Material über die volkstümlichen Arbeitsfeste vorgelegt werden kann, wie es Kustaa Vilkuna in seinem neuen Buche tut, so muß immerhin das Wissen um das alte Arbeitsbrauchtum noch ganz lebendig sein, auch wenn dies selbst als ein Folge des Wandels der Arbeitsformen vielleicht schon weitgehend geschwunden sein mag. Das Fach der Volkskunde ist in Finnland seit langem so gut organisiert gewesen, daß man dort zeitig genug an die systematische Bestandsaufnahme des alten Volksgutes herangegangen ist, ehe dies zu schwinden begann. Eine große Zahl von Forschern hat hier Vorbildliches geleistet. Zentralsammelstellen wie das Archiv der Finnischen Literaturgesellschaft und das Archiv der Finnischen Wörterbuchstiftung bewahren nicht nur die reichen Ergebnisse langjähriger Gelände-

forschung, sondern auch intensiver Auswertung gedruckter und archivalischer Quellen.

Das grundlegende Material für die vorliegende Untersuchung erhielt der Vf., als er 1937 in der Zeitschrift „Sanastaja“, Nr. 33, eine Umfrage über die volkstümlichen Namen von Arbeitsfesten veröffentlichte. In knapperer Form hat er es bereits 1944 bearbeitet und in finnischer Sprache in der Zeitschrift „Kotiseutu“ veröffentlicht. In der vorliegenden Fassung berücksichtigt er neben dem finnischen Material auch Angaben aus den Nachbarländern, soweit sie jenes stützen und erläutern. Vergleiche über weite Räume hin werden mit Recht nicht angestellt, da zur Zeit nur wenige Monographien über dies Stoffgebiet aus anderen Ländern vorliegen. Es ist verständlich, daß in dieser Darstellung die ländlichen Arbeitsfeste den breitesten Raum einnehmen. Man hat hier auch noch viel mehr Anlässe zum gemeinsamen Feiern gefunden, als es in Mittel- und Westeuropa der Fall war. Bei den meisten landwirtschaftlichen Arbeiten half man einander gegenseitig, und solche nachbarschaftliche Hilfe wurde belohnt durch besonders gutes Essen und Trinken während der Arbeit und gemeinsames Schmausen und Feiern nach getaner Arbeit. Für die alte dörfliche Gemeinschaft bildeten gemeinsame Arbeit und gemeinsames Feiern eine Einheit, eines war ohne das andere nicht zu denken. Man feierte im Frühjahr nach dem Mistfahren, man aß am ersten Sätage das Saatbrot und beendete die Arbeit mit dem Saattrinken, man feierte nach der Heuernte, beim Einbringen der Rüben und Kartoffeln, beim Dreschen und Häckselstampfen, beim Flachsbrechen und beim Schweineschlachten. Beim Austreiben des Viehs im Frühjahr wurden die Hirten besonders reich bewirtet. Es gab auch Feste im Zusammenhang mit Jagd und Fischerei, mit dem Errichten eines Hauses, bei der Arbeit in den Mühlen, in der Malzsauna und bei den Teergruben. Auch die abendlichen Zusammenkünfte der Frauen beim Spinnen, Wollekämmeln usw. wurden vielfach zu Bewirtungen mit Spiel und Tanz. Wesentliche Gedanken enthalten die Schlußkapitel, die die soziale Bedeutung und die magischen Züge der Arbeitsfeste aufzeigen. So wird z. B. die volkstümliche Grundauffassung sehr deutlich, daß reichliches Essen und Trinken reichen Ernteertrag im kommenden Jahr sichern sollen. Unter die magischen Züge des Arbeitsbrauchtums fallen auch die sorgsam beachteten Vorzeichen, die sich auf Heirat, Ausfall der Ernte und Tod beziehen. Die musikalische Volkskunde wird Nutzen ziehen aus den mit guten Notenbeispielen versehenen Ausführungen über die den Arbeitsrhythmus stützenden Rufe und Arbeitslieder. Aufschlußreich ist auch der Hinweis auf die ursprüngliche Verbindung von Tanz und Arbeitsform. So ging dem Ausdreschen von Hafer und Gerste mit Hilfe des Flegels eine urtümlichere Arbeitsform voraus, bei der das Getreide unter Gesang ausgetanzt oder ausgestampft wurde. Das gleiche wird für ältere Zeit auch aus Lettland und dem Alpengebiet (Tessin und Krain, dort allerdings nur bei der Hirse) bezeugt. Wir hören auch von Spinnstuben, d. h. abendlichen Zusammenkünften der Frauen zum Spinnen, die für die Erhaltung des volkstümlichen Sing- und Sagguts von großer Bedeutung waren. Auch in Deutschland hat es sie nach den spärlichen Angaben in Grimms Deutschem Wörterbuch früher in manchen Gegenden gegeben, anscheinend besonders in Ostdeutschland. Während sie in Westpreußen unbekannt waren, hatten sie sich in Ostpreußen noch bis in den Beginn des

20. Jhs. hinein erhalten. Damals reichte noch ein geschlossenes Verbreitungsgebiet der Spinnstuben von Ostpreußen über das Baltikum bis nach Finnland. Auch die besondere Gastfreundlichkeit, die als ein Wesenszug der Ostpreußen gilt, wird verständlicher, wenn man hört, daß sie in dem gleichen Bereich bis nach Finnland hin in Geltung war und im Kern auf urzeitliche Vorstellungen von der Teilung gemeinsamen Eigentums zurückgeht.

Gelegentliche kleine sprachliche Mängel gehen auf die deutsche Übertragung zurück. Wenn z. B. von Sparren gesprochen wird, so sind damit immer die Deckenbalken gemeint. Eine derartige Feststellung kann aber in keiner Weise den Wert eines Buches schmälern, das zu den großen Leistungen der finnischen Volkskunde zu zählen ist.

Kiel

Erhard Riemann

Kirche im Osten. Studien zur osteuropäischen Kirchengeschichte und Kirchenkunde. Bd 6—9. In Verbindung mit dem Ostkircheninstitut hrsg. von Robert Stupperich. Verlag Vanderhoeck & Ruprecht. Göttingen 1963—1966. 191, 192, 214, 198 S.

Das Jahrbuch „Kirche im Osten“ und die mit ihm verbundene Monographienreihe erscheinen nunmehr im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. Das äußere Gesicht der Bände hat sich damit nur wenig geändert, der Inhalt überhaupt nicht. Der erfahrene Herausgeber strebt eine inhaltliche Mannigfaltigkeit an, die zu erreichen nicht leicht ist, weil der Kreis der geeigneten und bereiten Mitarbeiter beschränkt ist. Doch mit der R. Stupperich eigenen Beharrlichkeit und Zielstrebigkeit kommt er seinem Ziel allmählich näher. Das zeigen die vorliegenden vier Bände ganz deutlich. In ihrem Inhalt steht wohl die Orthodoxe Kirche im Vordergrund. Sie berührt allerdings den Arbeitsbereich der „Zeitschrift für Ostforschung“ nur am Rande. Aber hin und wieder greift sie damit doch auch in diesen hinein, wie etwa mit dem Beitrag von E. Treulieb (†) über „Metropolit Sergij von Riga und die ‚Orthodoxe Mission‘ in Pleskau“ in Band 8. In allen Bänden werden aber auch Probleme des osteuropäischen Protestantismus behandelt. Diese greifen räumlich manchmal auch in den russischen Sprachraum hinüber. Diese Verzahnung der orthodoxen und protestantischen Kräftefelder auf dem Hintergrund eines mehrgestaltigen Katholizismus charakterisiert das kirchliche Bild des östlichen Mitteleuropa. Ihm versucht der Herausgeber mit der Auswahl der Beiträge gerecht zu werden. Räumlich erstreckt sich das Arbeitsgebiet des Jahrbuchs nicht nur auf Osteuropa und Ostmitteleuropa, sondern auch auf Südosteuropa und neuerdings sogar auf Griechenland, geographisch ein Mittelmeerland, kirchlich ein Ostland. Das Jahrbuch bietet Aufsätze, eine aktuelle Chronik, Literaturberichte, die allerdings schwer einzuwerben sind, und seit Band 8 auch einige ausgesuchte Buchbesprechungen. Der Herausgeber hat jedem Band ein Vorwort vorausgeschickt.

Aus der Fülle der in vier Jahrgängen vorliegenden Beiträge seien nur die herausgegriffen, die sich unmittelbar auf das östliche Mitteleuropa und seinen nächsten Einflußbereich beziehen. So berichtet R. Stupperich über die Wirksamkeit von D. Hermann Dalton in St. Petersburg (Bd 6, S. 65—72). Briefe dieses evangelisch-reformierten Pastors ergänzen bisherige gemeindegeschicht-